Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 11 (1931-1932)
Heft: 2

Artikel: Amerika im eigenen Spiegel
Autor: Lang, Paul
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-157375

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

des Irtisch- und Ussuriflusses leben. Sie unterstehen den dort maßgebenden großrussischen, bezw. kirgisischen Mehrheitsvölkern.

Aus dem Gesagten dürfte deutlich hervorgehen, daß es mit der Erfüllung des Traumes ukrainischer Führer wie Prof. Lewizkij, Erzbischof Szeptyzkij und des vor einigen Jahren in Paris ermordeten letzten „Atamans der freien Ukraine", Petljura, mit der Errichtung eines selbständigen ukrainischen Großstaates, noch Zeit haben wird. Die deutsch-österreichische Politik errichtete bekanntlich während des Weltkrieges den kurzlebigen Ukrainischen Staat des zaristischen Generals Skoropadskij, eines Nachkommen alter Kosackenhetmane. Es dürfte aber vielleicht leichter sein, ganz Spanisch-Amerika von Urugway und Chile bis Mexiko und Kuba zu einer Nation zusammenzuschließen, als die 40 Millionen Ukrainer zwischen dem Kuban und der Theiße. Dazu sind diese heute rassisch, kirchlich, kulturell und sozial noch zu verschieden und gegensätzlich. Ihre Eigenkultur ist ärmlich. Es fehlt ihnen an einer einheitlichen Literatur, an geschichtlichen Überlieferungen. Aber es ist hier doch eine Nation im Werden — die jüngste Europas. Und auf alle Fälle darf man ihren einzelnen Teilen das Anrecht auf die einfachsten Grundrechte und Freiheiten eines Volkes nicht absprechen.

Amerika im eigenen Spiegel.

Von **Paul Lang**, Zürich.

Eine Handvoll Bücher, von Amerikanern geschrieben, geben uns einen Querschnitt durch das amerikanische Denken, bereichern unser Wissen um die Zustände des Kontinents. Nur das erste fällt aus dem Rahmen, insofern als es ein Franzose geschrieben hat. Jean Gachon gibt in einer kleineren Schrift „Wer macht die auswärtige Politik der Vereinigten Staaten?" (Niels Kampmann Verlag, Heidelberg) eine überaus klare und sachliche Darstellung der wichtigsten staatsrechtlichen Verhältnisse in U. S. A. Besonders deutlich wird die Stellung des Präsidenten und der seltsam verschränkte Machtwettstreit zwischen ihm und dem Senat. Wie alle logisch merkwürdig anmutenden staatsrechtlichen Bedingtheiten ist natürlich auch diese nur geschichtlich zu erklären. Das hindert uns nicht, es als äußerst ungewöhnlich zu empfinden, daß die auswärtige Politik des größten Reiches der Welt von zwei Gewalten gemacht wird, die nicht in Fühlung miteinander stehen, ja einander oft entgegenwirken. „Nichts kann den Präsidenten zwingen, dem Senat Erklärungen abzugeben, und tatsächlich hält er ihn oft sehr wenig auf dem Laufenden. Es kommt sehr selten vor, daß Senat und Präsident über ihre gegenseitigen Absichten orientiert sind. Der Senat, erklärte mir ein gewichtiges Mitglied des Staatsdepartements, kann

über die Absichten des Präsidenten völlig im Dunkeln sein bis zu dem Augenblick, wo dieser ihm einen Vertrag, den er geschlossen hat, vorlegt. Und ebenso kann sich der Präsident über die wahre Stimmung des Plenums bis zum Abschluß der Senatsdebatten vollständig irren." Anderseits ist zur Genehmigung eines Vertrags bekanntlich Zweidrittelsmehrheit notwendig. Der Senat pflegt sich hiebei gänzlich auf seine aus 18 Mitgliedern bestehende Kommission für auswärtige Angelegenheiten zu stützen. Diese Kommission hat das Recht, zwecks weiterer Aufklärung, jeden Bürger vor sich zu beordern. Den Vorsitz hat der Amtsälteste, welcher der Mehrheit angehört. Man weiß, es ist gegenwärtig Borah von Idaho. Seine Stellung ist so wichtig, daß man ihn fast einen zweiten Staatssekretär nennen kann. Da der Präsident nie vor dem Senat erscheint, bildet er die einzige Brücke zu ihm. Überwirft er sich mit ihm, so vermag er ihn matt zusetzen. Das war der Fall mit Lodge, dessen persönlicher Haß gegen Wilson für den Nichtbeitritt Amerikas zum Völkerbund wesentlich mitbestimmend geworden ist. Man sieht schon aus diesen wenigen Andeutungen, wie wichtig zum Verständnis der amerikanischen Außenpolitik ein Wissen um diese staatsrechtlichen Sonderbarkeiten ist. Das Büchlein von Gachon vermittelt sie in hervorragend angenehmer Weise.

Ludwell Denny zeigt in „Amerika schlägt England" den wirtschaftlichen Untergrund dieser Politik auf. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.) Ein ungeheures Material findet sich hier auf über 400 Seiten beisammen. Denny ist Amerikaner, schreibt aber mit einer seltenen Leidenschaftslosigkeit. Er vergleicht mit äußerster Genauigkeit die gegenseitigen Stellungen und kann zu keinem andern Schluß kommen, als zu dem, daß Amerika überall im Aufsteigen, Großbritannien im Absteigen begriffen ist. Dies Buch ist dank seiner unglaublichen Tatsachenfülle ein Nachschlagewerk allerersten Ranges. Unter anderem enthält es, bis auf das Jahr genau, eine epische Darstellung des Ölkrieges, der so sehr das politische Leben der Großmächte speist. Nicht weniger als 90 Seiten sind diesem erschreckenden Epos gewidmet. Ludwell Denny hält einen britisch-amerikanischen Krieg als Folge des auf hundert Fronten täglich vor sich gehenden Wirtschaftskrieges nicht für zwingend notwendig, aber ebenso wenig für ausgeschlossen. Mit Recht wendet er sich gegen die Sentimentalisten, die glauben, daß Sprachgemeinschaft oder sogenannte Rassengemeinschaft irgend ein Hindernis dagegen sein könne. Die gefühlsmäßigen Voraussetzungen in den Vereinigten Staaten nehmen jedenfalls ununterbrochen zu. Die Beweise möge man selber nachlesen. Ich führe aus dem Schlußkapitel eine ebenso knappe als einprägsame Gegenüberstellung an: „England gegen Amerika: ein winziges und schutzloses Inselland gegenüber einem Kontinent, der von zwei Ozeanen gedeckt wird. Eine unselbständige Insel, die unfähig ist, sich zu ernähren oder zu bekleiden, gegenüber einer Nation von stärkerer Selbstgenügsamkeit in Frieden und im Krieg, als die Welt jemals gekannt hat. England hat eine zu große Bevölkerung, Amerika eine wohl

abgemessene. England hat zu wenig Nahrungsmittel, Amerika hat zu viel. England hat Kampf, Amerika hat Friede in seiner Industrie. England hat abnehmende Kohlenvorräte, Amerika hat Kohle im Überfluß und dazu die wichtigeren Kraftquellen der Zukunft, Erdöl und Wasser. England hat fast keine Rohstoffe im Inland, Amerika viele. England hat eine veraltete Maschinerie und Technik, Amerika führt die ganze Welt in industrieller Ausrüstung und Organisation. England verliert Weltmärkte, Amerika gewinnt sie. Englands Seemacht geht zurück, Amerikas steigt auf. England ist in der Verteidigung, Amerika hält die Offensive."

Es ist ja freilich möglich, daß die gegenwärtige Krisis der Vereinigten Staaten den hemmungslosen Optimismus ihrer Wirtschaftsführer etwas eindämmen wird. Sie werden begreifen müssen, daß es mit der Organisation der Produktion allein nicht getan ist, werden einsehen lernen, daß auch ihr Wirtschaftsgebiet, so gigantisch es ist, dennoch eine gewisse Empfindlichkeit gegenüber den Verschiebungen der Weltwirtschaftslage besitzt, daß der Rückschlag umso gewaltiger kommt, je mehr man ihn außer Acht gelassen hat. Die Vereinigten Staaten scheinen in letzter Zeit unter einem gewissen Mystizismus der Produktion gelitten zu haben. Das Evangelium Fords spannte das Land zu äußerster Anstrengung an. Nun läßt Ford seinen früheren Büchern eine neue Fassung seiner Leitsätze folgen. „Und trotzdem vorwärts" (Paul List Verlag, Leipzig) ist das hohe Lied des zeitgenössischen Unternehmers. Wenn er es sich zum Leitsatz macht, ständig die Preise herab- und die Löhne heraufzusetzen, so muß er notwendigerweise sein Erzeugnis fortwährend vervollkommnen. Dadurch schafft er unaufhörlich neue Werte, die den Wohlstand steigern. Die höheren Löhne müssen ja in Anschaffungen umgesetzt werden, das heißt sie bewirken selbsttätig Steigerung der Nachfrage, mithin der Erzeugung. So treibt dieser Kreislauf in der Spirale den Wohlstand ins Unermeßliche. Ford ist unbedingt überzeugt, daß das tausendjährige Reich anbrechen würde, wenn alle Unternehmer seine Verfahrensweise befolgten. In einem gewissen Sinne hat er wohl recht. Nur wird seine Hoffnung sich eben nie erfüllen, und wenn er selber heute oder morgen plötzlich verschwinden sollte, so ist es leicht möglich, daß das Netz der 5000 Unternehmungen, das jetzt sein Kopf zusammenhält, so rasch zusammenbricht, wie es nach dem Tode von Stinnes mit dessen Überorganisation der Fall war. Hunderttausende, vielleicht Millionen werden dann arbeitslos werden und in kurzer Zeit die Ersparnisse aufbrauchen, die sie, im Vertrauen auf die unendliche Hochkonjunktur, in viel zu geringem Maße angelegt hatten. Schon jetzt ist solches zu bemerken, und man möchte hoffen, daß der eine oder andere der aus gutchristlichen Kreisen stammenden Millionäre die einfache Geschichte Josephs durchlese, der während der sieben fetten Jahre dafür sorgte, daß er genug Korn beiseite schuf, um es dem hungrigen Volk während der sieben mageren auszuteilen. Man hat bisher nichts davon gehört, daß der kluge Herr Hoover oder der geniale Herr Ford oder irgend ein anderer

dieser übermenschlichen Wirtschaftsführer ein solches Lager angelegt hätten. Die Arbeitslosen begnügen sich einstweilen damit, in den kalten Straßen New Yorks Äpfel zu verkaufen! Immerhin — die Amerikaner sind so reich, daß sie sich auch den Versuch der gegenwärtigen Krise gestatten dürfen. Es ist sogar anzunehmen, daß daraus vielleicht eine gewisse Aufnahme von staatssozialistischen Maßnahmen — die diesen Namen ja gar nicht zu tragen brauchten — in das System des reinen wirtschaftlichen Liberalismus erfolgt, die ihm wenigstens die unnötigsten Härten nehmen würde. Ganz sicher aber hat Ford im wesentlichen recht, wo er nur von der Erzeugung spricht. Sein Fehler beginnt erst dort, wo er annimmt, der Verbrauch sei bloß eine Funktion der Erzeugung (z. B. in seinem Satz „Nachfrage schafft sich nicht selber, sie wird geschaffen"). Und ganz sicher ist er einer der großen Meister der Betriebslehre. Einige Stellen sollen seine Auffassungen erweisen: „Das Unternehmen, das nur auf Arbeit ausgeht, kommt nicht weit und ebenso wenig der Mann, der nur auf Lohn statt auf Arbeit erpicht ist." „Wenn nicht das Interesse, d. h. der Verstand eines Mannes mitbenutzt wird, dann ist die bloße Verwendung der Hände zwecklos." „Die meisten in wirtschaftliche Fragen eingreifenden Gesetze sind schädlich, weil sie versuchen, die Dinge wie sie sind oder wie sie waren zu konservieren." „Nach meiner Auffassung ist die Abschaffung der Armut das einzig würdige Ziel eines Unternehmens." „Wiederholt habe ich betont, daß die Zeit, die man auf das Studium seiner Konkurrenz verwendet, nutzlos vergeudete Zeit ist." Endlich wird der folgende Satz in unserem Lande besonders Zuspruch finden, stellt er doch als allgemein erstrebenswert dar, was wir glücklicherweise noch weit herum besitzen und unter keinen Umständen zurückgehen lassen dürften: „Das wirkliche Ideal ist eine vollständige Dezentralisation, bei der die meisten Fabriken klein und so gelegen sind, daß die Arbeiter Bauern und Industriearbeiter zugleich sein können."

Ford ist in seinem ganzen Denken ein krasser rationalistischer Optimist. Sein Zutrauen zum ordnenden Verstand ist unbegrenzt. Er ist überzeugt, daß die Welt erst am Anfang steht und jedes Jahr vollkommener wird. Mit dieser Einseitigkeit lassen sich ohne Zweifel die größten Leistungen vollbringen. Aber ebenso groß pflegen auch die Rückschläge zu sein. Aus dem unbegrenzten Zutrauen zum menschlichen Verstand und zur Natur des Menschen ist die französische Revolution erwachsen, zu deren Segnungen bekanntlich auch die Schreckensherrschaft und die zwanzigjährige Blutzeit Napoleons gehörten. Es will uns manchmal scheinen, als ob auch in Amerika einer Überentwicklung des Intellekts eine Unterentwicklung der Seelen- und Gemütskräfte entspräche. Immerhin gibt es auch Bücher, die beweisen, daß Amerika in Umformung begriffen ist. Es ist deutlich, daß die relative Einheitlichkeit seiner auf dem Puritanismus der Väter aufgepfropften Frühkultur heute überall Sprengstellen aufweist, die auf ein Kommendes hindeuten. Zu diesen Sprengern gehört ja auch der Nobelpreisträger Sinclair Lewis, der den typischen Amerikaner von gestern

immer wieder erneut unter die scharfe Lupe nimmt und in gesellschaftskritischen Romanen darstellt. Sein letztes Buch „Sam Dodsworth" (Ernst Rowohlt Verlag, Berlin) erzählt die Ehe eines Automobilfabrikanten, der auf der Höhe seines Lebens dem Ruf seiner Frau gehorcht und auf eine Europareise geht. Dort bricht die Ehe allmählich auseinander. Nach langem Hangen und Bangen bringt es Sam Dodsworth fertig, sich von seiner Gattin zu trennen, da er sich immerhin zu gut ist, den Rest seines Lebens als Drohne zu verbringen. So sehr Sinclair in seinem Sam mit Schärfe den typischen Fabrikanten sieht, behandelt er ihn doch nicht unliebenswürdig und mit einer geheimen Zärtlichkeit. In seiner Gattin indessen finden alle mit einem negativen Vorzeichen zu versehenden Eigenschaften der zeitgenössischen amerikanischen Frau aus gutem Hause ihren Höhepunkt. Sam Dodsworth kehrt zurück, in einem gewissen Maße durch Europa gebildet; seine Frau hingegen hat ihren Snobismus im alten Kontinent so gesteigert, daß dadurch wie durch einen Krebs alles andere in ihr aufgezehrt wird. Dies Buch ist interessant als kluge Kritik; es ist, weil mit weniger tendenziöser Einseitigkeit als die bisherigen Romane von Sinclair Lewis geschrieben, auch künstlerisch beachtenswert. Man kann dennoch die Notwendigkeit des Nobelpreises für diesen Verfasser bezweifeln, dessen Psychologie im Grunde nirgends aus den wesentlichen Tiefen stammt.

Eine Welt von Können aber liegt zwischen Sinclair Lewis und dem viel weniger wichtigen Upton Sinclair. Der Malik-Verlag bringt dessen neueste Anklage heraus: „Das Geld schreibt". Ähnlich wie in seiner Abrechnung mit dem amerikanischen Journalismus (Sündenlohn) breitet dieser große „Radikale", wie man drüben sagt, auch hier tausend und ein wirkliche Beispiele vor uns aus, um zu beweisen, daß der Kapitalismus alles Denken in U. S. A. verfälsche. Da hören wir von zahlreichen Schriftstellern, die einst ursprünglich gewesen seien; aber nach einiger Zeit sei es dem „System" gelungen, sie kirre zu machen. Sie schreiben nur noch, wie es verlangt wird. Auf Seite 81 bekennt Upton Sinclair freilich offen: „Man weiß natürlich nicht, ob alle diese Schriftsteller unter anderen Umständen wirklich bedeutende Werke hervorgebracht hätten." Das weiß man freilich nicht. Es ist vermutlich auch nicht anzunehmen. Sinclairs Entrüstung läuft zuletzt darauf hinaus, daß die Durchschnittsschriftsteller, die den Massenerfolg wünschen, ihn nur haben, vorausgesetzt, daß ihre Ideen mit denen der Massenmenschen übereinstimmen. Da die Amerikaner aber nun einmal nichts für den Kommunismus übrig haben, dürfen kommunistische Bestrebungen in ihren Büchern nicht vorhanden, auf alle Fälle nicht aufdringlich vorhanden sein. Es soll anderswo nicht wesentlich verschieden bestellt sein! Der Schriftsteller, der Ideen vertritt, anstatt Zustände zu gestalten, kann ohnehin immer nur hoffen, auf eine revolutionäre Auslese zu wirken. Daß diese aber auch in U. S. A. im Anwachsen ist, davon zeugt doch gerade der steigende Erfolg von Sinclair, Lewis und Mencken. Freilich darf man nicht übersehen, daß die Anzahl ihrer Leser im Vergleich zur Gesamtzahl

immer noch sehr beschränkt ist. Wir sind in Europa manchmal in Gefahr, den Inlanderfolg dieser radikalen Schriftsteller zu überschätzen, weil wir allzu begierig ihre Kritik der U. S. A. aufnehmen. So wird ja auch Bernard Shaw in England lange nicht in dem Maße als repräsentativ empfunden wie wir es uns manchmal vorstellen.

Ich habe endlich noch Gelegenheit, zwei Bücher zu erwähnen, die in wissenschaftlichem Gewand kennzeichnende Strömungen des zeitgenössischen Amerika einfangen. Das eine ist eine Einführung in ein amerikanisches Psychologiesystem, das andere ein Werk des bedeutendsten amerikanischen Philosophen der Gegenwart. John B. Watson ist der Begründer des „Behaviorismus". Das gleichnamige Buch erscheint in der Deutschen Verlagsanstalt. Diese neue Lehre macht in den Vereinigten Staaten der erst vor kurzem eingeführten Psychoanalyse scharfe Konkurrenz. Wahrscheinlich ist sie aussichtsreich, denn der Behaviorismus enthält sicherlich ausgesprochen amerikanische Züge. In einem gewissen Sinne kann man ihn als folgerichtige Fortführung der experimentellen Psychologie betrachten. Für den Behavioristen ist der Mensch nur und ausschließlich das Erzeugnis von Umweltseindrücken. Seine Seele kann nie durch Spekulation, nie durch Erforschen eines Unterbewußtseins (das es nach ihm gar nicht gibt) ergründet werden. Der einzige Weg dazu ist die genaue Beobachtung auf Grund des Experiments, das mit naturwissenschaftlichen Forschungsmethoden vorgenommen wird. Psychologie ist also Teil der Naturwissenschaft und nichts anderes. Es ist klar, daß angesichts der ungeheuren Mannigfaltigkeit des seelischen Lebens eine solche Lehre zunächst beim Allereinfachsten beginnen muß. So handelt dies Buch wesentlich vom Experiment am Kleinkind, und hier scheinen tatsächlich ein paar neue Ergebnisse vorzuliegen. Ich muß freilich beifügen, daß die Darstellung Watsons der Anmaßung nicht entbehrt, daß oft seelenruhig für den Behaviorismus in Anspruch genommen wird, was anderswo längst ohne großes Geschrei gefunden wurde. Man kann vielleicht sogar den Ausspruch wagen, daß, was neu ist am Behaviorismus, nicht gut sei und was gut ist, nicht neu. Das Experiment verbietet sich selbstverständlich für alle größeren Zusammenhänge und vielgestaltigeren Seelenlagen. So wird der Behaviorismus bald an seiner Grenze angelangt sein und sein Traum, einmal die Gesellschaft auf Grund von ihm gefundener Gesetzmäßigkeiten „wissenschaftlich" beherrschen zu können, wird ein Traum bleiben und nicht einmal ein schöner. Der Psychoanalyse ist es wenigstens gelungen, seelisch kranken Menschen Heilung zu bringen. Der Behaviorismus, der seine Konkurrentin mit dem haitischen Wodukult auf eine Stufe stellt, mag sich weiterhin mit den Babies begnügen und feststellen, daß bei ihnen alle Gewohnheiten erworben werden. Schließlich kann es ja nie genug gepredigt werden, daß die Erziehung im Augenblick der Geburt beginnt. Nur haben wir das auch ohne Watson schon gewußt. Diese Lehre ist insofern kennzeichnend amerikanisch, als sie der Überwertung des Apparates, des Experiments,

der Technik, des Durchschnitts, der mechanischen Beeinflussung entspricht, die U. S. A. weithin das Gepräge gibt. Zugleich ist sie voll eines radikalen, kindlichen Optimismus in Bezug auf die Beherrschung der Welt. Watson ist genau der gleiche Nationalist wie Ford. Beide verneinen im Grunde die dunklen Mächte und halten es bloß für eine Frage der Zeit und technischer Geschicklichkeit, wann sie ausgerottet sein werden.

In diesem Vertrauen auf die Zukunft treffen sie sich mit John Dewey, den Graf Keyserling den repräsentativsten Amerikaner nennt. Auch Will Durant nennt ihn in seiner Philosophiegeschichte „Die großen Denker" den Mann, der „der realistischen und demokratischen Geisteshaltung seines Volkes den philosophischen Ausdruck verlieh". Von Dewey liegt nun in deutscher Sprache vor „Die menschliche Natur". (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.) Dieser heute einundsiebzigjährige Philosoph, der aus Neuengland stammt, aber seine entscheidendsten Jahre im Mittelwesten verbrachte, berührt sich mit den oben umrissenen Gedankengängen an einigen Stellen. Jedoch erzeigt jede Zeile den unvergleichlich tieferen Denker. Gewiß ist auch er ein Fortsetzer der Linie der anglosächsischen Positivisten: Bacon-Hobbes-Spencer-Mill. Er will durch das Experiment lernen und ist vom hohen Werte der Erziehung überzeugt. Dabei aber weiß er im Gegensatz zu Watson, daß es im jungen Menschen zwar keine angeborenen Ideen gibt, aber ebensowenig nur einen leeren, passiven, wachsartigen Geist. In Wirklichkeit handelt es sich um eine ständige Wechselwirkung zwischen den angeborenen Trieben und den Gewohnheiten der Umgebung, in die ein Individuum eintritt. Diese Triebe sind bei weitem nicht so festgelegt wie die Instinkte der Tiere; anderseits sind die zu Einrichtungen erstarrten Gewohnheiten unendlich viel mächtiger, als manche Revolutionäre zu denken geneigt sind. Der Lebensvorgang verläuft nun so, daß die vollständige Angleichung des Organismus an seine Umgebung zwar beständig gestört, aber ebenso beständig wieder hergestellt wird. Diesen wesentlichen Sätzen Deweys füge ich noch einen bei, den man bei einem Amerikaner kaum suchen würde: „Die Scheidung des warmen Gemütslebens von dem kalten Verstand ist die große sittliche Tragödie." Das ist es ja gerade, was man dem Kulturgang des heutigen Amerika vorzuwerfen geneigt ist. Man wird Keyserling beistimmen, wenn er in Dewey, der drüben als eine Art Pestalozzi gefeiert wird, eine der großen Hoffnungen für eine glückliche Entwicklung des Kontinentes sieht. Aber wie jeder bedeutende Mensch muß auch Dewey über die Grenzen seiner zufälligen Heimat hinaus Wirkung ausstrahlen. Rußland, China, die Türkei und Mexiko haben ihn gerufen, um ihr Schulwesen zu erneuern. Auch wir werden es nicht bereuen, wenn wir uns mit seiner Philosophie befassen.